

„Die Frau des Generals“

Uraufführung eines Zeitstücks von Mattias Braun im Kölner Studio

Man hat gesagt, der Expressionismus sei tot. Er ist nicht tot. Beweis dafür mag sein das Zeitstück des Kölners Mattias Braun, das im Kölner Studio uraufgeführt wurde. Alle Elemente des expressionistischen Theaters sind gegeben: die Exaltiertheit der Stimmen, die Zerrissenheit der Atmosphäre, der monologische Dialog (dieses Paradoxon ergibt sich aus dem Nichtzuhörenkönnen oder -wollen der Personen) und das Verwandeln der Mäuler in Sprechorgane des Autors. Jeder hat seine nicht mehr im Innern verschlossenen Sorgen, sondern er ruft, schreit, brüllt sie hinaus in den Raum, der von vornherein als echollos angenommen wird. So ist der Expressionismus dem 20jährigen Braun nach dem zweiten Weltkrieg als Mittel genau so legitim wie er es dem jungen Unruh nach dem ersten war.

Der Autor läßt seinen Brunstschrei nach dem Leben in Indochina ertönen. Louize, Generalswitwe, will ihren Sohn Michel hindern, sich einen Weg durch die Reihen der Feinde, der Gelben, zu bahnen. Sie verfällt auf die absonderlichsten Mittel, Michel ans Haus zu fesseln. Sie bittet, droht, schmält, schmät, ohrfeigt, lästert, und er zahlt mit gleicher Münze heim, jeweils unterbrochen durch Sekunden des Rückfalls in die Erweichung, wo intime Berührungen stattfinden, die logischerweise zum Inzest führen müßten. Da kommt Monsieur Salmon, der Michel braucht, um wichtige Papiere zu retten. Er redet auf Mutter und Sohn in heuchlerisch-patriotischer Weise ein und erntet bei Madame Haß, beim Sohn findet er Gehör. Louize gerät außer sich. Sie bedroht die beiden Männer abwechselnd mit der Pistole und erzeugt so eine äußerst pseudodramatische Spannung. Mit erhobener Waffe zwingt sie Salmon, zu beten. Dieser versucht es, die Zigarette zwischen den Fingern, doch Michel eilt hinaus. Da schießt ihm Louize (so nennt er nun seine Mutter) in den Fuß. Salmon, ein widerlicher Helfer, führt ihn weg. Doch nun kommt das, was Louize nicht mehr sehen wollte — der Mord und der Tod — leibhaftig ins Haus. Es

ist ein schwerverletzter junger Soldat, dessen Blut in Strömen fließt, und der nun in ihren Armen die Delirien des Sterbens (er birst vor Lebensgier) erlebt. Der Leichnam bleibt liegen und wird Zeuge blasphemischer Dinge. Als die Mutter ohnmächtig wird, wird ihr Salmon zum zweiten Male widerlicher Helfer. Dann kehrt er mit einem Gelben zurück, dem er ein Trinkgeld schuldet. „Da!“, sagt er, wirft das Geld auf den Leichnam, entfernt sich, doch der Gelbe lächelt nur.

Der Regisseur Friedrich Siems hatte das Stück gut im Griff. Die Mutter (oder Louize), von Gisela Holzinger gespielt, ist wohl die gefährlichste Figur des Stücks. Generalswitwe, liebt sie ihren Sohn so, daß sie das soldatische Ideal ihres Gatten glatt verleugnet. Sie ist nun gegen den Mord, den Tod, und . . . richtet die Waffe auf ihn! So geht das Mütterliche aus den Fugen und die Megäre kommt hervor, die dann zur Irrsinnigen zerfällt. Das darzustellen, ist eine Kraftleistung ersten Ranges. Frau Holzinger schaffte es, obwohl sie dabei vermöge ihres Textes manchmal in gefährliche Nähe des Grand Guignol geriet. Den Sohn Michel gab hin- und hergerissen, aufbegehrend, schmeichelnd, Michael Degen. Monsieur Salmon, der Profitmacher, fand sich bei Romuald Pekny gut aufgehoben. Vollendet sein Nebenher- und Nebenhineinsprechen. Hans-Jörg Felmy gab dem Todgeweihten ein gerütteltes Maß Lebensgier und vermied das Überkippen ins Groteske, wobei ihm der Regieeinfall half, den Toten hinter das Ruhebett fallen zu lassen (ein weiblicher Zuschauer wurde ohnmächtig aus dem Parkett getragen). Ein Indochinese (Thomas Braut): „Das“ Lächeln. (Damit kippt das im Menschen zentrierte Zeitstück plötzlich in die Politik. Wer zuletzt lacht, lacht am besten.)

Man hatte in dem zweckmäßigen Bühnenbild Walter Gondolfs gut gespielt. Man hatte das Anliegen des jungen Autors verstanden, der soeben auch in Bochum zu Wort kam. Man spendete Beifall, den Schauspielern, dem Autor, dem Regisseur. Hans Scharwächter